

EDITH SCHAEFFER

# L'Abri

Gottes Wirklichkeit  
heute erlebt

Eine Familie wird Treffpunkt  
der modernen Jugend

Ich widme dieses Buch Fran und unseren Kindern Priscilla, Susan,  
Deborah und Franky... ohne die es diese Geschichte nicht gegeben hätte.

Copyright © 1969 by Edith Schaeffer  
Die englische Originalausgabe erschien in der Norfolk-Press, London

© und Verlag: La Maison de la Bible, 1973  
3. Auflage 2021  
Ch. de Praz-Roussy 4bis  
CH-1032 Romanel-sur-Lausanne

[info@bible.ch](mailto:info@bible.ch)  
[www.hausderbible.ch](http://www.hausderbible.ch)

Deutsch von Irmgard Muske

ISBN Papierausgabe 978-2-8260-5038-4  
ISBN pdf-Format 978-2-8260-9958-1  
ISBN epub-Format 978-2-8260-0233-8

Gedruckt in der EU

## VORWORT

Dieses Buch und meine eigenen Bücher\* bilden eine Einheit. Das Werk *L'Abri* verdankt seine Entstehung zwei aufeinander bezogenen Impulsen: Erstens sollen hier auf ehrliche Fragen ehrliche Antworten gegeben werden — intellektuell ehrlich und aufgrund sorgfältiger Exegese. Zweitens soll hier demonstriert werden, daß der persönliche, unendliche Gott in unserer Generation wirklich da ist. Wenn Menschen dieses zwanzigsten Jahrhunderts nach *L'Abri* kommen, sollen sie diese zwei Gesichtspunkte als die zwei Seiten einer Münze erkennen. In diesem Buch nun wird die zweite Seite vorgestellt.

Huémox

Francis A. Schaeffer

\*Preisgabe der Vernunft, Wuppertal 1970; Das Kennzeichen des Christen, Wuppertal 1971; Gott ist keine Illusion, Wuppertal 1971; Kirche am Ende des 20. Jahrhunderts, Wuppertal 1972

## INHALTSVERZEICHNIS

Einführung	7
1. Das kann doch in der Schweiz nicht geschehen!	13
2. Ein neuer Anfang	21
3. Champéry	27
4. Chalet Bijou	39
5. Wir schlagen Wurzeln in Champéry	47
6. Rückkehr ins Chalet Bijou	56
7. Dunkle Wolken ziehen auf	64
8. Kann Gott Einzelteile zusammenfügen?	73
9. Ein persönlicher Gott... eine klare Antwort	83
10. Ein persönlicher Gott... seine Sorge um Details	90
11. Des Königs Herz ist in der Hand des Herrn	99
12. Antwort auf unseren Glaubensschritt	106
13. Ein Plan wird erkennbar	113
14. Das erste Jahr wird Geschichte	121
15. Gott schickt uns die richtigen Menschen	131
16. Das Chalet wächst	138
17. Das Leben in L'Abri geht weiter	146
18. Ein englischer Zweig von L'Abri entsteht	154
19. Eine Gemeinschaft wird geboren	166
20. Es ist es wert	176
21. Fünf Jahre später	187

## EINFÜHRUNG

An einen steilen Alpenhang schmiegt sich ein neu erbautes Schweizerhaus, dessen Holzwerk in der Sonne dieses goldenen Oktobertages in warmen Tönen erglüht. Der einzige große Raum des Hauses wird von der gleichen Sonne durchflutet, sie strömt durch die riesige Fensterwand, die den Blick auf das Rhônetal und den sich windenden Silberstreifen des Flusses freigibt. Von den Spitzen der Dents du Midi gleitet der Blick auf das Diamantengefunkel eines Gletschers, Bergspitze um Bergspitze bilden ein atemraubendes Panorama! Dann wird das Auge von Einzelheiten angezogen, dem Grün der Wälder und den wechselnden Farben der Felspartien.

Den Raum kann man leicht als Kapelle erkennen. Die Kanzel, die ordentlichen Stuhlreihen verraten es und das Kleinod der Flentrop-Orgel in einer Ecke, deren Mahagoniholz und Pfeifen aus geätztem Kupfer sich dem Holz der getäfelten Wände und hohen Decke einfügen. Ein mächtiger gemauerter Kamin an einer Seite läßt erkennen, daß der Raum auch zu anderen Zwecken als nur zu förmlichen Gottesdiensten verwendet wird.

Die Kapelle erhebt sich da, wo vor kurzem noch stoppeliges Gras, ein paar Bäume und Bienenstöcke zwischen Felsen standen. Und sie wurde — wenigstens teilweise — mit den Brokat- und Samtkostümen einer Opernsängerin erbaut, für die Holz und Steine eingetauscht wurden! In dem Raum unter der Kapelle stehen dreiundzwanzig Pulte, jedes mit Kopfhörern und Bandgerät ausgerüstet. Es ist ein Wunder, daß diese Kapelle und der Hörsaal erbaut werden konnten.

In der Nähe der Kapelle stehen eine Reihe von Schweizerhäusern, die eine besondere Beziehung zu ihr haben. Das Chalet Les Mélézes scheint überfüllt zu sein. Musik von Beethoven dringt aus einem der Fenster, und Stimmen summen in ernsthafter Diskussion. Die Leute sitzen in Gruppen auf Bänken an langen handgefertigten Eichtischen oder im Gras unter einem Apfelbaum oder an den offenen Fenstern des langgestreckten Wohnzimmers. Eine Stimme dröhnt aus dem Sonnenzimmer von Chalet Beau Site, das an den Garten von Les Mélézes grenzt, wo eine weitere Gruppe um ein Bandgerät sitzt.

Jenseits der Straße kann man eine herrliche Sopranstimme beim Üben hören und, wenn man näherkommt, als Begleitmusik auch das

Schreibmaschinengeklapper einer Journalistin. Dies ist Chalet le Chesalet.

Der Garten auf der anderen Seite neben Chalet Les Mèlèzes ist voll von Rollstühlen, kleine zerebral gelähmte Patienten spielen Ball oder umlagern die Schaukeln. Das lang heruntergezogene Dach von „Bellevue“ berührt fast den Boden, es wölbt sich über einem Rehabilitationszentrum für zerebral gelähmte Kinder und hat seine Entstehung einem Ereignis zu verdanken, das sich einige Jahre zuvor im Chalet Les Mèlèzes zutrug.

Hinter den Häusern führt der ungepflasterte Weg zum Chalet Tzi No. Kinderlachen dringt aus dem Garten und das Geplauder junger Mädchen, die in der Sonne Kartoffeln schälen.

Auf dem großen Balkon des nahegelegenen Chalets Argentine stehen die Staffelei eines Malers und ein Schreibmaschinentisch, an dem jemand fleißig ein Manuskript abschreibt. Wenn man von hier aus einen steilen Weg hinabgeht, dann scharf nach rechts biegt und einen anderen Feldweg bergauf nimmt, kommt man nach „Bethany“, dessen Schlafräume vollgestellt sind mit doppelstöckigen Betten. Auch dieses Haus gehört zu dem ganzen Komplex, ebenso wie das Chalet einer Geigenspielerin und einige im Dorf gemietete Zimmer. Gelegentlich werden auch andere Chalets gemietet. Auch ein von einer Baumhecke umgebenes Grundstück und ein Chalet, das lange Zeit „zu verkaufen“ war, gehören dazu.

Das alles wird unter dem Namen „L'Abri“ zusammengefaßt, mit Ausnahme von dem, was als „Gemeinde“ um L'Abri entstanden ist. L'Abri und diese Gemeinschaft sind in einem winzigen Alpendorf angesiedelt am Rand einer Straße, die zu einem bekannten Winter-sportplatz führt. Das Dorf ist so abgeschnitten von der heutigen Welt, daß man dort in gewissem Sinn „begraben“ zu sein scheint.

*Was bedeutet der Name L'Abri?*

Das Wort ist einfach die französische Bezeichnung für „Obdach“. L'Abri ist eine Zufluchtsstätte für jeden, der geistigen Beistand braucht, besonders für diejenigen, die Antwort auf die grundlegenden philosophischen Fragen suchen, mit denen alle ringen müssen, die nach Sinn und Ziel dieses Lebens fragen.

### *Wer lebt dort?*

In *L'Abri* halten sich Studenten aller Fakultäten auf: der Philosophie, Naturwissenschaft, Medizin, Kunst, Architektur, Theologie, Musik, Technik und Luftfahrt. Es gibt solche, die schon einen akademischen Grad erworben, und andere, die noch nicht promoviert haben; unter ihnen sind Professoren, Doktoren, Juristen, Vikare, Pfarrer, Ingenieure, Tänzer, Opernsänger, Schriftsteller, Redakteure, Bildhauer und Musiker. Alle Lebensalter sind vertreten — von den frühen „teens“ bis zu den Sechzigern — und alle Nationen: Inder, Holländer, Engländer, Schotten, Italiener, Franzosen, Südafrikaner, Rhodesier, Amerikaner, Schweizer, Neuseeländer, Australier, Japaner, Koreaner, Deutsche. Die Menschen in *L'Abri* bilden nicht nur ein buntes Völkergemisch, sie unterscheiden sich auch in bezug auf Alter, Vorbildung, Milieu und Interessen.

### *Warum sind sie gekommen?*

Eines haben sie gemeinsam: Die meisten von ihnen suchen ernsthaft Antwort auf die Fragen, die jeden denkenden Menschen bewegen. Obgleich sie mit unterschiedlicher Vorbildung und gegensätzlichen Anschauungen kommen, sind sie doch bis zu einem gewissen Grade alle „Suchende“. Die Unterschiede zwischen ihnen kann man sich nicht groß genug vorstellen: Da sind Atheisten, Agnostiker, Existentialisten, Hindus (oder solche, die eine Art von Hinduphilosophie oder -religion angenommen haben), Juden verschiedener Richtungen von Glauben oder Unglauben, Katholiken, liberale Protestanten, Buddhisten und jene, die als Ergebnis des unserem Jahrhundert eigenen Denkens in all seinen Schattierungen auf einem Relativismus fußen, der nichts Absolutes kennt, und die überzeugt sind, daß es so etwas wie „Wahrheit“ überhaupt nicht gibt. Zum größten Teil sind sie unbefriedigt von ihrer Weltanschauung, und sie kommen mit Fragen und verlangen nach Antwort.

### *Wie sind sie nach L'Abri gekommen?*

Sie fanden auf so vielen Wegen zu uns, wie es Gäste in *L'Abri* gibt. Meist haben sie durch andere von uns gehört. Ein Japaner hörte in

Chikago von *L'Abri* und unterbrach seine Rückreise nach Tokio in diesem winzigen Alpendorf. Ein anderer, ein atheistischer jüdischer Rechtsanwalt, stieß buchstäblich in einem Kairoer Taxi mit einem Mädchen zusammen, das in *L'Abri* zum christlichen Glauben gefunden hatte, und dieser Mann kam schließlich für sechs Monate als Student ins Farel-Haus (das ist der Studienteil von *L'Abri*). Wir Mitarbeiter in *L'Abri* sehen in all diesen Fällen etwas Gemeinsames: Wir sind überzeugt, daß Gott uns unsere Gäste als Antwort auf unser Gebet schickt. Da wir entschieden und gläubig darum bitten, daß Gott uns die richtigen Menschen zuführt und alle anderen fernhält, glauben wir auch, daß dieses Gebet erhört wurde und erhört wird.

### *Was tun unsere Gäste in L'Abri?*

Als unsere Gäste hören sie sich auf Band aufgenommene Vorträge oder Diskussionen an, entweder einzeln mit Kopfhörern oder in Gruppen; sie haben persönliche Unterredungen mit den Mitarbeitern und kommen auch zu den zwanglosen Fragestunden an den Samstagabenden, wenn alles gemütlich um den Kamin sitzt. Außerdem haben sie Gelegenheit, während der drei täglichen Mahlzeiten im Kreise einer der Familien ihre Fragen vorzubringen. Wenn sie zum Studium ins Farel-Haus kommen, absolvieren sie einen Kursus, der für jeden von Dr. Schaeffer individuell zusammengestellt wird. Vier Stunden am Vormittag sind für Vorlesungen, Diskussionen, Predigten und Bibelstunden angesetzt, die jeder Teilnehmer mit Kopfhörern und eigenem Bandgerät abhört. Außerdem werden wöchentlich zwei Vorlesungen und Seminare gehalten. An den Sonntagen haben wir vormittags einen Gottesdienst und zum Beschluß des Tages nach einem frühen Abendessen mit Tee eine Bibelstunde. Gelegentlich finden auch musikalische Abendveranstaltungen statt. Eine frühere Opernsängerin und jetzige *L'Abri*-Mitarbeiterin erfreut uns mit ihrer geschulten Stimme, aber auch andere tragen mit ihren Talenten zu den Darbietungen bei.

Sie alle sind mit einem Anliegen gekommen: mit einer persönlichen Not oder mit dem Wunsch, zu lernen, wie sie anderen im geistigen Wirrwarr unserer heutigen Gedankenwelt helfen können. Sie suchen Antwort in *L'Abri*. Die tägliche Zeit, die sie mit Gesprächen, Band-

abhören und Vorlesungen verbringen, wird durch einen halben Tag praktischer Mitarbeit in einer der Familien ergänzt.

### *Wie wird dies alles finanziert?*

Die den Tatsachen entsprechende menschliche Antwort ist, daß von vielen verschiedenen Seiten Gaben kommen, die in einem allgemeinen Fonds gesammelt werden. Aus ihm werden dann die Mieten, Hypothekenzinsen und Stromrechnungen bezahlt, und die Haushälterinnen erhalten daraus ihr Wirtschaftsgeld. Wir bitten jedoch niemals jemanden um Geld. Keine Bittbriefe werden an einzelne Menschen oder Organisationen versandt, und niemand wird aufgefordert, Verpflichtungen zu übernehmen. Gäste und Mithelfer in *L'Abri* bezahlen nichts, alle Ausgaben werden aus dem allgemeinen Fonds bestritten. Studenten des Farel-Hauses bezahlen täglich DM 6,00 für Essen und DM 3,50 für die Reparatur von Bandgeräten, Heizung und andere Ausgaben, die in Farel-Haus anfallen.

Die Mitarbeiter bekommen kein Gehalt, sie geben sich ganz dieser Arbeit hin und erhalten alles Notwendige. Wenn genug Geld da ist, erhält jeder ein Taschengeld von etwa DM 90,— im Monat. Es ist ein sehr knapp bemessenes Budget für all die Menschen, die kommen und gehen, die ständig in *L'Abri* leben oder zu Unterricht und Vorträgen nach außerhalb fahren. Wir Mitarbeiter in *L'Abri* glauben, daß das Geld als Antwort auf spezielles Gebet um das Notwendige einkommt.

### *Welchem Ziel dient L'Abri?*

Wir verstehen unsere Aufgabe so: Wir wollen durch unser Leben und unsere Arbeit die Existenz Gottes anschaulich machen. Mit anderen Worten: Wir haben beschlossen, in folgenden vier Bereichen einzig auf der Grundlage des Gebets zu wirken, so daß wir jeden, der überhaupt danach fragt, auf die Existenz Gottes hinweisen können:

1. Wir vertrauen unsere finanziellen und materiellen Bedürfnisse allein Gott im Gebet an und verschicken keine Bittbriefe. Wir glauben, daß Er es den Seinen überzeugend klarmachen kann, welchen Anteil sie mit ihren materiellen Mitteln am Werk haben sollen.
2. Wir beten, daß Gott uns die Menschen seiner Wahl zuführt und

alle anderen fernhält. Es gibt keine Werbebroschüren, und dieses Buch ist das erste, das über unsere Arbeit geschrieben wurde.

3. Wir beten, daß Gott das Werk planen, uns seine Absicht enthüllen und uns führen möge — Tag für Tag. So verzichten wir darauf, in menschlicher Klugheit in Komiteesitzungen wirkungsvolle Pläne für die Zukunft zu entwerfen.

4. Wir beten, daß Gott uns die Mitarbeiter seiner Wahl senden möge und bewerben uns nicht auf dem üblichen Wege um Mitarbeiter.

*L'Abri* entstand in einer einzigen kleinen Familie, die in Chalet Les Mélèzes lebte, die ernst machte mit dem Gebet und die ihr Haus öffnete, und das Werk weitete sich im Verlauf der vergangenen sechzehn Jahre zu dem oben beschriebenen Komplex von Häusern aus. Auch in Mailand, London und Amsterdam entstanden Zweige von *L'Abri*, und in Amerika sind wir ebenfalls vertreten. Es muß aber betont werden, daß wir niemals die Absicht hatten, aus *L'Abri* eine große Organisation zu machen, und darum nie Bittbriefe versandt und nicht um Mitarbeiter, Gäste oder Studenten geworben haben. Die Zahl der Mitglieder und Mitarbeiter ist in der Tat sehr klein, und allein aus dieser Gruppe besteht die ganze Organisation von *L'Abri*!

Ob wir nun zahlenmäßig groß oder klein, überall bekannt oder wenig bekannt sind, unser Gebet war es immer, einfach Gottes Willen treu nachzukommen. Das Werk ist nun so bekannt geworden, daß Dr. Schaeffer und andere Mitarbeiter jetzt viel mehr Einladungen zu Vorträgen bekommen, als sie annehmen können. Theologische Seminare, Universitäten, Schulen, Colleges, Kirchengemeinden und nicht-christliche Gruppen in der ganzen Welt fordern ihren Dienst an. Menschen aus den verschiedensten weltanschaulichen und sozialen Bereichen kommen nach *L'Abri* oder laden die Schaeffers zu Vorträgen ein.

Die Geschichte, die im Folgenden erzählt wird, ist der Versuch, die Tatsache, daß Gott existiert, aufzuzeigen. Sie will deutlich machen, daß er der Eine ist, der immer wieder inmitten fast unmöglicher Umstände unsere Gebete beantwortet hat, um aus nichts etwas hervorzubringen.

## 1. Das kann doch in der Schweiz nicht geschehen!

Es war Valentinstag, und wir schrieben das Jahr 1955. Susan und Debby hatten eine Schachtel mit roten Herzen und Spitzenbändern geschmückt und sie mit handgemalten Karten gefüllt, deren originelle Verse im geeigneten Augenblick vorgelesen werden sollten. Aus der Ecke des Eßzimmers, in der sie werkten, kam immer wieder unterdrücktes Gekicher, während sie Ideen austauschten und sich Spiele ausdachten. Der Duft von Schokoladekuchen strömte aus der Küche, wo zwei herzförmige Schichten für den Kuchen in dem neuen amerikanischen Elektro-Backofen aufgingen und die Zutaten für einen rosa Pfefferminz-Zuckerguß zusammengetragen wurden. Es schien wirklich der richtige Augenblick zum Feiern zu sein!

Der kleine Franky fiel jetzt seltener, da er lernte, mit seinem teilweise gelähmten Bein fertigzuwerden. Diese Behinderung war von der Kinderlähmung zurückgeblieben, an der er fünf Monate zuvor, während der letzten Nacht auf dem Schiff, auf der Rückreise aus Amerika, erkrankt war. Und Susan war nach ihrem ersten Anfall von Gelenkrheumatismus wieder außer Bett.

Auch das Haus gab Grund zum Feiern. Es hatte sich gerade aus grauer Einförmigkeit zu strahlender Schönheit gemausert. Wir waren eben fertig mit dem Streichen der Küche und dem Installieren der Elektrogeräte, hatten den alten rissigen Stuck in einer Ecke des Eßzimmers entfernt, so daß der ursprüngliche Stein zu unserer Freude zum Vorschein kam, und die zerlumpten durchgessenen Möbel hatten neue Bezüge erhalten, die wir vor einem Jahr in einem Geschäft für Innendekoration in den Staaten gekauft hatten. Chalet Bijou sah nun endlich fast so aus, wie wir es uns jahrelang erträumt hatten, „wenn wir alles hergerichtet haben . . .“

Es war nichts mehr zu tun, als den abgetretenen Fußboden der Hausflure mit kirschrotem Linoleum auszulegen, und das war schon ausgemessen und bestellt und konnte jeden Tag kommen und verlegt werden.

Ein weiterer Grund für eine fröhliche Familienfeier war, daß wir nach den kürzlichen Belastungen das Bedürfnis nach ein wenig Entspannung fühlten. Wenige Wochen vorher waren Lawinen neben unserem Chalet niedergegangen und hatten es nur um Meter verfehlt.

Diese Lawinen! Wir hatten wunderbares Wetter gehabt mit guten Schneeverhältnissen und jener herrlichen Wintersonne, die das Skilaufen in der Schweiz zu etwas Besonderem macht. „Fran“ (Francis Schaeffer, mein Mann), Priscilla und Debby waren Ski gelaufen, wann immer sie es irgendwie einschieben konnten zwischen Arbeiten in der Küche, Mittagessen und abendlichem Beisammensein, während wir alle damit beschäftigt waren zu kochen, die Speisen aufzutragen, Franky im Hintergrund zu beschäftigen oder mit unseren Besuchern zu sprechen. Diese Gespräche waren uns wichtig, weil die meisten unserer Gäste mit ernsthaften Fragen zu uns kamen. Es waren Skiurlauber aus den Hotels, die unsere Gottesdienste besuchten, oder Schüler, die manchen Abend bei uns verbracht hatten, damals, als sie sich mit ihrem Schulinternat in Champéry aufhielten, und die nun während der Ferien mit Freunden zu uns zurückgekehrt waren. So klingelte in jener Zeit das Telefon häufig, und die Teezeit dehnte sich bis zum Abendessen aus, und das Abendessen ging in Gespräche über, die manchmal kein Ende nehmen wollten.

Wir hatten, wie gesagt, das ideale Wintersportwetter, wie es Hotelbesitzer sich nur erträumen können. Caroline, ein junges Mädchen aus England, war zwei Wochen unser Gast gewesen, um die Bibel mit uns zu studieren. Sie verließ uns an einem Mittwoch, und ich erinnere mich, daß sie am Montag noch den ganzen Nachmittag in Planachaux zum Skilaufen war und abends mit sonnenverbrannter Nase, gebräunten Wangen und einem riesigen Appetit nach Hause kam. Am Dienstag waren wir froh, daß sie diesen Ski-Ausflug schon am Montag unternommen hatte, denn beim Erwachen hörten wir den Regen aufs Dach trommeln. Es war ein Tag, an dem es zu Hause am schönsten ist, und Caroline stellte nun alle Fragen, die sie vor ihrer Abreise noch geklärt haben wollte. Am Mittwoch regnete es immer noch, und wir beschlossen, ihren Koffer nachmittags zum Bahnhof zu bringen. Der Gang zum Bahnhof im Dunkeln war schon ohne Gepäck ein Kunststück! An jenem Abend gingen Fran und ich beide mit ihr zum Zug, wir schlitterten und rutschten über die vereisten, mit riesigen Wasserpfützen bedeckten Felder.

„Ich werde Ihnen für das, was Sie mir in diesen Wochen gegeben haben, niemals genug danken können. Es ist die wichtigste Zeit meines Lebens gewesen“, meinte Caroline, während sie sich, nach Atem ringend, auf dem nassen Eis den Hang hinaufmühte. Der Regen hatte

uns jetzt völlig durchnäßt, und doch konnte nichts die Einzigartigkeit dieser Stunde beeinträchtigen, weder das Wasser, das aus Carolines Haar rann und von ihrem Kinn tropfte, noch unser Schnaufen und Keuchen den Weg bergauf.

Die Skier balancierte sie noch auf der Schulter, neben sich hatte sie den Koffer und den vollgepackten Rucksack abgestellt, die wir ihr schnell in den Zug gereicht hatten. So stand Caroline und winkte zum Abschied und versicherte, daß sie Freunde nach Bijou senden würde, die die „Wahrheit“ wissen müßten. Dann schlitterten mein Mann und ich den Weg zurück, und jeder hing dabei seinen eigenen Gedanken über die Zukunft nach und fragte sich, wie unsere Arbeit und unser Leben sich weiter entwickeln würden.

In der Morgenfrühe des nächsten Tages hörten wir beim Erwachen gedämpftes Stimmengewirr von draußen und aufgeregte Stimmen aus Priscillas Zimmer, dazu das ständige Tosen des Gießbachs, der neben dem Chalet herunterbrauste, und das Geräusch des Regens auf dem Dach. Ich schlüpfte aus dem Bett und sah in Priscillas Zimmer beide Mädchen gebannt aus dem Fenster starren.

„Sieh nur, Mutti, das Bachbett ist voll von all dem Regen und schmelzenden Schnee! Und eine Menge Holzstämmen hat sich an unserer Brücke gestaut! Und der Bach ist über die Ufer getreten! Sieh nur hinaus, es sieht aus wie ein See . . . Sie sind schon so lange bei der Arbeit, sie ziehen Gräben, um das Wasser vom Haus abzuleiten, und versuchen, die Brücke freizubekommen und Holzstämmen und Steine aus dem Bachbett zu fischen. Warum geht Daddy nicht auch hinaus und hilft mit?“

„Daddy“ wußte noch nicht, was los war, da uns auf der anderen Seite des Hauses nichts geweckt hatte; aber bald hatte er alte Sachen angezogen und war mit Schaufel und Rechen draußen im strömenden Regen. Susan erinnerte uns an Eliza in „Onkel Toms Hütte“, als sie im Lauf des Vormittags immer wieder mit einem Tablett das Eis überquerte und ihren Weg durch das Wasser suchte, um Rahel, Hermann und Robert (die Geschwister, denen unser Chalet gehörte) sowie ihren Vater und einen Nachbarn mit heißem Kaffee zu erquicken. Sie wollten das Wasser wieder auf die Breite des regulären Bachbettes eindämmen. Mittags kam Fran herein, um seine durchweichte Kleidung zu wechseln, zu essen und sich dann auf den Weg ins Dorf zu machen.

„Oben im Dorf brauchen sie Hilfe, da die Gefahr besteht, daß auch andere Bäche über die Ufer treten. Und neue Gießbäche kommen da herunter, wo niemals welche gewesen sind.“

Die Brücken waren weggeschwemmt, und an den wenigen Übergängen lag nur ein Brett über dem Wasser. Trupps von Männern standen überall da, wo ein Gießbach die Dorfstraße überquerte, alle mit Schaufeln bewaffnet, um Steine und Schlamm wegzuräumen, damit das Wasser ungehindert bergab strömen konnte. Zum Abendbrot kam Fran wieder nach Hause, um sich umzuziehen, zu essen und dann zur „Nachtschicht“ zu gehen.

In der Nacht kamen Lawinen mit erschreckender Geschwindigkeit die Berghänge herunter. Wir konnten ihr Donnern in unserem Chalet hören. Die talwärts gleitenden Erdmassen, Steine, Äste und Bäume rissen alles mit sich, und die Häuser des alten Dorfes, das von Menschen wie für die Ewigkeit erbaut schien, waren plötzlich der Zerstörung preisgegeben wie das Bauklötzehaus eines Kindes. Die Gefahr plötzlicher Vernichtung war uns mit den rutschenden Erdmassen, deren Weg niemand voraussehen konnte, sehr nahegerückt, und uns wurde auf eindruckliche Weise klar, daß sich hier nur ein allmächtiger Gott an sein Wort binden konnte, denen, die ihn „in der Not anrufen“ würden, beizustehen.

Der nächste Tag war ein Freitag, und es hatte nun ununterbrochen seit Montag geregnet. Am Nachmittag stiegen Fran und ich zum Dorf hinauf, um zu sehen, wie die Dinge standen. Zwei Chalets waren getroffen worden, und die Fundamente ragten seltsam verkrümmt jenseits des Hauses hervor. Eine Scheune war vollständig eingestürzt, gerade nachdem man Pferde und Schafe hinausgetrieben hatte. Die Straße war voll von Schlamm und Steinen, an manchen Stellen bis zu zwei Meter hoch. Alle Läden hatten einen jämmerlich kleinen Schutzwall von Sandsäcken und Brettern vor den Schaufenstern, und ein kleiner Bulldozer räumte den Schlamm vor einem Laden fort. Wir gingen bis zum Haus der Marclays, unseren ersten Vermietern und jetzt noch guten Freunden, dabei kreuzten wir zwei Gießbäche, die vorher nicht dagewesen waren, und besichtigten die Lawine, die um ein Haar unsere Kirche verfehlt hatte. Als wir dann über die Felder nach Chalet Bijou zurückgingen, erblickten wir Frau Fleischmann vor uns. Ein Dorfbewohner half ihr, ihre Habseligkeiten zu tragen. Frau Fleischmann ist eine reizende deutsche Dame, die

in einem winzigen Zweizimmer-Chalet hoch oben auf einem steilen Hang wohnte. Man hatte sie evakuiert, da zwei Gießbäche in gefährlicher Nähe ihres „Puppenhauses“ zu Tal stürzten. Sie hatte ihr Federbett, einen Koffer mit wichtigen Papieren, einen mit Wertsachen und eine Tasche voll Lebensmittel mitgebracht, so daß sie weiter ihre besondere Diät einhalten konnte. In dem Zimmer, in dem wir sie unterbrachten, sank sie dankbar auf einen Stuhl und seufzte: „Hier kann uns keine Lawine erreichen, es ist soviel freies Feld zwischen Ihrem Haus und den Berghängen.“

Ich klopfte ihr ermunternd auf die Schulter und ging hinunter, um das Abendbrot vorzubereiten. Die Mahlzeiten mußten weitergehen und ebenso die tägliche Behandlung von Frankys gelähmtem Bein.

Nach dem Abendessen ging Frau Fleischmann zu Bett, wo sie sich sicher genug fühlte, um schlafen zu können, „so weit fort von der Gefahr“. Fran ging ins Dorf zurück, um weiter beim Freischaufeln zu helfen, und Helen und Priscilla nahmen Taschenlampen und überquerten die Felder, um ihre Neugier zu befriedigen und zu sehen, was vorging. (Helen war die Schweizer Hebamme, die mir bei Frankys Geburt beigestanden hatte und uns gerade besuchte.) Wir waren jetzt Katastrophengebiet, und die hier eingesetzten Soldaten hatten riesige Scheinwerfer auf den Tennisplätzen im Dorf aufgestellt und strahlten damit die ganze Bergseite an, um die Bildung neuer Lawinen zu erkennen, so daß die Leute rechtzeitig fliehen konnten. Höher in den Bergen waren Männer an verschiedenen Stellen postiert und gaben mit Taschenlampen Signale, und Susan, Debby und ich standen gerade am Fenster, um das Schauspiel zu beobachten, das trotz seiner Schrecken etwas Faszinierendes hatte, als wir den tanzenden Lichtschein von Helens und Priscillas Taschenlampen sahen, die über die Felder zurückkehrten. Plötzlich, als sie dem Chalet schon näherkamen, erhob sich ein lautes Geschrei oben aus der Dunkelheit der Felder und der Straße über dem kleinen Lichtkreis ihrer Lampen: „Attention! Achtung! C'est ici . . . sie kommt hierher!“

Die Mädchen verhielten, wandten sich, um zu sehen, was los wäre. Und dann jagten sie plötzlich schreiend in wildem Galopp auf das Chalet zu. „C'est ici! Sie kommt hierher — sie kommt hierher!“

Ein elektrisches Kabel war von unserem Haus zu einem Baum am Gießbach gezogen worden, damit das Licht die Arbeit erleichterte, falls der Bach wieder über die Ufer trat, und im Schein dieser Lam-

pen konnte ich eine schlammige, sich windende Erdmasse auf uns zu gleiten sehen. Sie nahm die ganze Breite des Feldes ein, und im Schlamm schienen viele kleine Ströme zu fließen. Ich lief nach unten, wo Robert schon angekommen war und aussah wie ein wilder Mann. Die Angst schien seine Zunge gelähmt zu haben, und er konnte nur röheln, als ich ihn ansprach. Mir fiel nichts weiter ein, als Bohlen von der zerstörten Brücke herbeizuschleppen, um die Fundamente des Hauses mit ihnen zu schützen. Wir hatten keine Sandsäcke.

Auch Priscilla schleifte Bretter heran, und wir versuchten, eine Barrikade zu errichten, die die Erdmassen in eine andere Richtung leiten sollte. Unsere Bretter trieben jedoch fröhlich davon wie Blätter, die auf einem Fluß wirbeln. Rahel und Hermann erschienen mit Schaufeln und weiteren Brettern, und auch Fran kam plötzlich in Sicht. Er hatte trotz der Proteste der anderen Männer den Gießbach watend und springend überquert und sich damit großer Gefahr ausgesetzt, denn dies war eine richtige Lawine, und riesige Steinbrocken von der Größe eines Eßzimmertisches kamen an der Stelle herunter, wo er übergesetzt war.

Helen telefonierte ins Dorf um Hilfe, und dann rief sie die *Ecole Biblique* in Genf an und bat um ein besonderes Gebet. Susan und Debby hatten wir aufgetragen, Sachen (Briefordner, Bücher) aus dem Erdgeschoß in den ersten Stock zu bringen. Als ich hineinkam, sah ich Susan gerade mit meinem besten Teeservice die Treppe hinaufstürmen. Sie hatte es vom obersten Bord heruntergeholt, um es zu „retten“. Die sonderbarsten Dinge wurden von den beiden hinaufgeschleppt! Die Bohlen waren uns ausgegangen, und jemand ging hinauf auf den Dachboden und begann, die Bretter von unseren Umzugskisten herunterzureichen. Die arme Frau Fleischmann war wieder aufgestanden und nahm ihren Platz in der Kette ein, die das Holz nach unten weiterreichte.

Was für eine Nacht war das! Barrikaden wurden errichtet, und kein Wasser drang ins Haus, obwohl durch schmutzige Stiefel genug nasser Lehm hereingetragen wurde, um alle Fußböden damit zu überziehen. Später entdeckten wir, daß der Erdbeben zunächst dem Bett des Gießbaches gefolgt war, dann hoch oben schon das Bachbett verlassen, sich über die Felder ausgebreitet hatte und so auf unser Haus zukam. Gut hundert Meter über unserem Heim kreuzten der Hauptstrom des Wassers und die Lawine mit den riesigen Felsbrocken und

Steinen das Bachbett und stürzten jenseits unserer Brücke hinab. Das Feld war dort mit großen Steinen übersät, und das Wasser hatte eine tiefe Rinne gegraben, wo unser Weg gewesen war, — aber unser Chalet war verschont geblieben. Rings ums Haus lagen im tiefen Schlamm kleinere Steine, doch keiner groß genug, um die Fundamente zu zerstören. Unsere fieberhaften Anstrengungen, unser Heim zu „schützen“, erwiesen sich als ebenso sinnlos wie Debby's und Susans fruchtlose Bemühungen, das Eigentum der Familie zu „retten“.

Die folgenden Tage brachten ein schönes Durcheinander: Lehmverschmierte Fußböden reinigen, durchweichte Kleider trocknen, Mahlzeiten servieren und zwischendurch den draußen Arbeitenden Kaffee bringen. Die Dunkelheit brach jeden Tag zu früh ein und vergrößerte das Schreckgespenst der immer gegenwärtigen Gefahr, in der wir schwebten. Scheinwerfer, die die Berghänge die ganze Nacht absuchten, die Lichtsignale der patrouillierenden Männer (die Susan ständig als Zeichen nahm, daß neue Lawinen herunterkämen), der Lärm der brausenden Gießbäche, das niemals abreißende Geräusch von Wind und Regen, die Notwendigkeit, unseren Bach von Steinen und Zweigen freizuhalten, die eine neue Überschwemmung hervorrufen könnten, und das angestrengte Lauschen auf die Kirchenglocke, die eine neue Katastrophe anzeigen würde — all das machte einen richtigen Schlaf unmöglich. Wir blieben angezogen, um notfalls für eine plötzliche Evakuierung gerüstet zu sein. Fran und Priscilla verbrachten einen ganzen Tag damit, das Bachbett zu säubern und eine neue Barrikade zu errichten, außerdem leistete mein Mann auch seine Schicht auf der Dorfstraße ab. Die Gefahr bestand über eine Woche.

Gleich nach dieser Zeit liefen unsere Tage wieder normal ab. Wir schrieben Briefe, wir sorgten für die Bedürfnisse derjenigen, die Hilfe bei uns suchten, und wir sorgten für die täglichen Bedürfnisse der beiden Rekonvaleszenten.

Nun war also Valentinstag — es war Zeit für ein frohes Familienfest, um das Ende dieser aufreibenden Periode und den Beginn einer friedlicheren Zeit anzuzeigen, und wir freuten uns alle darauf mit einem Seufzer der Erleichterung.

Plötzlich klingelte das Telefon. „Der Dorfgendarm läßt Daddy bitten, sogleich zu ihm zu kommen. Er hätte da etwas, das unsere Aufenthaltsgenehmigung betreffe und das ihn interessieren würde.“

„Komm mit, Priscilla, ich brauche dich als Dolmetscherin.“

So verließen uns Fran und Priscilla, während wir Zurückbleibenden weitermachten, wo wir unterbrochen worden waren, das heißt, wir waren nicht ganz bei der Sache, da uns alle ein Gefühl der Besorgnis überkam. Wir waren in der ersten Septemberwoche aus Amerika zurückgekehrt und hätten die Aufenthaltsgenehmigung schon längst haben müssen.

Wir sahen die beiden über die Felder zurückkommen. Frischer Schnee hatte die verwüsteten Flächen in seltsam gefleckte Gebilde verwandelt, aus denen Felsbrocken hervorragten, Äste und abgeknickte Bäume lagen wie Streichhölzer verstreut und beeinträchtigten die sonst so schöne Aussicht über das Tal. Aber das Bedauern darüber verging uns schnell über wichtigeren Dingen. Kalte Luft strömte herein, als die beiden die Küchentür öffneten und die Schuhe auf dem Zementboden abtraten.

„Mutter, Mutter, du kannst dir nicht vorstellen, was geschehen ist!“

„Hier, Edith, lies dies . . .“

Ich nahm die beiden Bogen Papier, vorgedruckte Formulare, in denen einige Worte getippt waren, und las das orangefarbene aus Sitten zuerst:

„Herr und Frau Schaeffer, Priscilla, Susan und Deborah müssen Champéry und den Kanton Wallis um Mitternacht in der Nacht des 31. März verlassen haben . . .“

„Was, das sind nur noch sechs Wochen! Sechs Wochen? Wir müssen fort!“

Ich las weiter und fand die Begründung: „. . . da sie einen religiösen Einfluß im Dorf Champéry ausübten.“ Die Kinder riefen jetzt mit aufgeregten Stimmen durcheinander.

„Laßt mich das andere Formular (das weiße) lesen!“

„Herr und Frau Schaeffer, Priscilla, Susan und Deborah müssen die Schweiz um Mitternacht in der Nacht des 31. März verlassen haben und dürfen innerhalb der nächsten zwei Jahre nicht zurückkehren . . .“ Und dieselbe Begründung war auf diesem Schreiben aus Bern angegeben: „. . . da sie einen religiösen Einfluß im Dorf Champéry ausübten.“

„Aber das ist doch nicht möglich“, riefen wir voller Bestürzung. „So etwas kann doch in der Schweiz nicht vorkommen!“